



MIRA
TASCHENBUCH

LESEPROBE

Elizabeth Hoyt: Leidenschaft eines Highlanders

Band 25757

Copyright © 2009 by Nancy M. Finney

Originaltitel: To Beguile a Beast

Übersetzer: Alexandra Kranefeld

Prolog

Es war einmal vor langer, langer Zeit ein Soldat, der durch fernes Gebirge heimwärts zog. Steil und steinig war sein Weg, dunkle, knorrige Bäume säumten den felsigen Pfad. Ein bitterkalter Wind ging dem Wanderer durch Mark und Bein, doch er marschierte unerschrocken und ohne innezuhalten voran. Er hatte Schlimmeres gesehen und war an unheimlicheren Orten gewesen als diesem. Es gab wenig, das ihn noch das Fürchten lehren konnte.

Tapfer hatte unser Soldat im Krieg gekämpft, doch das hatten viele. Alte und Junge, vom Schicksal Begünstigte und solche, die vom Unglück verfolgt wurden – sie alle waren in den Krieg gezogen und hatten ihr Bestes gegeben. Oft war es mehr eine Frage des Glücks als der Gerechtigkeit, wer zurückkehrte und wer sein Leben ließ. Weshalb unser Soldat an Mut, Ehre und Tugend seinen Kameraden wohl ebenbürtig war. Doch in einem war er anders als alle anderen: Er war nicht in der Lage zu lügen.

Deshalb wurde er Wahrsprecher genannt ...

Aus „Der Wahrsprecher“

1. Kapitel

Bei Einbruch der Dunkelheit gelangte Wahrsprecher auf den Gipfel des Berges und erblickte eine mächtige Burg, schwarz wie die Nacht ...

Aus „Der Wahrsprecher“

Schottland, Juli 1765

Erst als die Kutsche um die letzte Wegbiegung rumpelte und die verfallene Burg sich in der Abenddämmerung auf der Anhöhe erhob, wurde Helen Fitzwilliam bewusst – und das reichlich spät –, dass diese Reise ein schrecklicher Fehler gewesen sein könnte.

„Ist sie das?“ Jamie, ihr fünfjähriger Sohn, kniete auf dem muffigen Sitzpolster der Kutsche und starrte angestrengt aus dem Fenster. „Ich dachte, es wäre eine Burg.“

„Es ist doch auch eine Burg, du Dummerchen“, erwiderte seine neunjährige Schwester Abigail. „Siehst du denn nicht, dass sie einen Turm hat?“

„Nur weil es einen Turm gibt, muss es ja keine Burg sein“, gab Jamie zurück und musterte das seltsame Gemäuer mit gerunzelter Stirn. „Es hat keinen Wassergraben. Eine Burg hat *immer* einen Wassergraben. Also kann es gar keine richtige Burg sein!“

„Kinder!“, fuhr Helen etwas zu scharf dazwischen, aber seit vierzehn Tagen saßen sie nun fast ununterbrochen auf beengtem Raum beisammen. „Hört bitte auf zu streiten.“

Natürlich stellten ihre beiden Sprösslinge sich taub.

„Und rosa ist sie auch noch“, quengelte Jamie weiter und drückte sich die Nase am kleinen Kutschenfenster platt, das von seinem Atem beschlug. Dann drehte er sich um und funkelte seine Schwester an. „Meinst du vielleicht, eine richtige Burg ist rosa?“

Helen unterdrückte einen Seufzer und rieb sich die Schläfen. Seit einigen Meilen schon pochte leise ein Kopfschmerz über ihrem rechten Auge, und sie wusste, dass er genau dann unerträglich werden würde, wenn sie all ihre Sinne beisammenhaben musste. Sie hatte das Ganze nicht gründlich genug durchdacht. Aber wann war dies je der Fall gewesen? Impulsivität zog sich wie ein roter Faden durch ihr Leben, unbedachtes Handeln, das sie später in aller Ruhe bereuen durfte. Nur so konnte es kommen, dass sie im reifen Alter von einunddreißig Jahren durch diesen fernen unwirtlichen Landstrich fuhr, um sich und ihre Kinder der Barmherzigkeit eines Fremden auszuliefern.

Wie töricht sie doch war!

Doch bei aller Torheit sollte sie sich nun zusammenreißen und ganz genau überlegen, was sie gleich sagen würde, denn schon rollte die Kutsche aus und hielt vor dem mächtigen Burgtor.

„Kinder!“, herrschte sie die beiden an.

Beide fuhren bei ihrem Tonfall überrascht herum. Jamie hatte die braunen Augen weit aufgerissen, während Abigails Miene eher angespannt als furchtsam war. Ihre Tochter bemerkte mehr, als für ein kleines Mädchen gut war; sie war sehr empfänglich für die Stimmungen anderer, und kein Erwachsener konnte ihr etwas vormachen.

Helen versuchte es dennoch. Sie atmete tief durch und lächelte zuversichtlich. „So, meine Lieben, das wird ein richtig spannendes Abenteuer. Aber ihr müsst daran

denken, was ich euch gesagt habe.“ Hier schaute sie Jamie an. „Wie heißen wir?“

„Halifax!“, rief Jamie wie aus der Pistole geschossen. „Aber ich heiße immer noch Jamie, und Abigail ist auch noch Abigail.“

„Sehr gut, mein Schatz.“

So hatten sie es kurz hinter London beschlossen, als Helen ziemlich rasch begriffen hatte, dass Jamie schlichtweg außerstande war, seine Schwester *nicht* bei ihrem richtigen Namen zu nennen. Helen seufzte. Es blieb zu hoffen, dass beider Vornamen zu gebräuchlich waren, als dass sie sie verraten würden.

„Wir haben in London gelebt“, sagte Abigail ernst.

„Das ist doch leicht!“, rief Jamie dazwischen. „Wir *haben* ja in London gelebt.“

Abigail brachte ihren Bruder mit einem tadelnden Blick zum Schweigen und setzte ihre Aufzählung fort. „Mama war im Haushalt der Dowager Viscountess Vale in Stellung.“

„Und unser Vater ist tot und kein ...“ Entsetzt riss Jamie die Augen auf und schlug sich die Hand vor den Mund.

„Müssen wir wirklich sagen, dass er tot ist?“, fragte Abigail in die Stille hinein.

„Ja, mein Schatz, denn er soll ja nicht nach uns suchen kommen.“ Helen schluckte; dann beugte sie sich vor und legte ihrer Tochter die Hand aufs Knie. „Es wird alles gut. Wenn wir nur ...“

Just in diesem Augenblick wurde der Schlag aufgerissen, und der Kutscher schaute mit finsterner Miene herein. „Woll’n Sie jetzt aussteigen oder was? Sieht aus, als würd’s gleich regnen, und ich will zurück in der warmen Stube sein, wenn’s losgeht.“

„Natürlich.“ Helen nickte ihm hoheitsvoll zu. Der Mann war mit Abstand der griesgrämigste Kutscher, den sie auf dieser ohnehin unerfreulichen Reise gehabt hatten. „Wenn Sie bitte unser Gepäck abladen würden.“

Da schnaubte er bloß. „Schon erledigt. War ja nicht viel.“

„Kommt, Kinder!“, sagte Helen und hoffte, vor dem grässlichen Mann nicht auch noch zu erröten. Tatsächlich bestand ihr Gepäck nur aus zwei leichten Reisetaschen – eine für sie und eine für die Kinder. Dem Kutscher mussten sie erbärmlich vorkommen. Und hatte er damit nicht recht, in gewisser Weise?

Doch nun war nicht die Zeit für derlei entmutigende Gedanken. Nun galt es, ihre Sinne beisammenzuhaben und all ihre Überzeugungskünste zum Einsatz zu bringen.

Sie stieg aus und sah sich um. Hoch ragte das alte Gemäuer vor ihnen auf, wehrhaft und abweisend. Und sehr still – um nicht zu sagen: verlassen. Wieder ein Gedanke, den sie rasch verdrängen musste. Das Hauptgebäude war ein rechteckiger, gedrungener Bau aus rötlich schimmerndem, von Wind und Wetter verwittertem Gestein. An den Seiten ragten runde Türme empor. Eine Auffahrt führte hoch zur Burg. In besseren Zeiten mochte sie gekiest gewesen sein, doch Unkraut und Morast hatten sie längst zurückerobert. Vereinzelt Bäume, windschief und verwachsen, säumten den Weg und versuchten der unwirtlichen Witterung zu trotzen. In der Ferne zog sich Hügelland bis zum dunkler werdenden Horizont.

„Alles in Ordnung?“ Der Kutscher schwang sich auf den Bock, ohne sich noch einmal umzusehen. „Ich bin weg.“

„Lassen Sie uns wenigstens eine Laterne da!“, rief Helen, doch ihr Rufen ging im Lärm der davonrumpelnden Kutsche unter. Ungläubig starrte sie dem Wagen hinterher.

„Alles ist dunkel“, bemerkte Jamie mit Blick auf die Burg.

„Mama, da brennt nirgends Licht!“, meinte nun auch Abigail.

Sie klang verängstigt, und auch Helen ahnte nichts Gutes. Was, wenn niemand zu Hause war? Was sollten sie dann tun?

Darüber mache ich mir Gedanken, wenn es so weit ist. Sie war hier die Erwachsene. Eine Mutter sollte ihren Kindern ein Gefühl der Sicherheit geben.

Leichter gesagt als getan. Helen reckte das Kinn und lächelte Abigail zuliebe. „Wahrscheinlich brennt nur im hinteren Teil des Gebäudes Licht. Deshalb können wir es von hier aus nicht sehen.“

Sonderlich überzeugend wirkte diese Vermutung nicht auf Abigail, doch sie nickte tapfer. Helen nahm die beiden Taschen und stieg die ausgetretenen Steinstufen hinauf zu der riesigen zweiflügeligen Holztür, die in einen Spitzbogen eingelassen war. Die Scharniere und Beschläge aus dunklem Eisen muteten mittelalterlich an. Helen hob den eisernen Ring.

Fast verzweifelt hallte ihr Klopfen in der Stille der Burg wider.

Da standen sie nun, und Helen wollte einfach nicht glauben, dass ihnen niemand öffnen würde. Kalt fuhr ihr der Wind unter die Röcke, sodass sie sich bauschten. Sie strich sie wieder glatt. Jamie stieß mit den Stiefelspitzen gegen die Stufen, und Abigail seufzte so leise, dass es fast keiner mitbekam. Fast.

Helen presste die Lippen zusammen. „Nun, vielleicht hören sie uns nicht, weil sie sich in einem der Türme aufhalten.“

Sie klopfte erneut.

Mittlerweile war es tiefdunkel. Die Sonne war untergegangen und hatte alle Wärme des Tages mit sich genommen, soweit man überhaupt von Wärme sprechen konnte. Sie hatten Hochsommer, und in London war es zu dieser Jahreszeit ziemlich heiß, doch auf ihrer Reise hatte Helen feststellen müssen, dass es in Schottland auch in den Sommernächten empfindlich kalt werden konnte. Weit hinten am Horizont zuckte ein Blitz. Welch ein unwirtlicher Ort das doch war! Wie man freiwillig hier leben konnte, war ihr unerklärlich.

„Da kommt keiner“, sagte Abigail, als fern der Donner grollte. „Sieht so aus, als wäre niemand da.“

Helen schluckte, als sie die ersten Regentropfen in ihrem Gesicht spürte. Das letzte Dorf, das sie unterwegs passiert hatten, lag gut zehn Meilen zurück. Sie musste irgendeine Unterkunft für die Nacht finden. Denn Abigail hatte recht: Es war niemand da. Sie hatte sich verrannt – mal wieder –, hatte die Kinder mitgenommen auf diese aberwitzige Reise, ohne die möglichen Folgen zu bedenken.

Wieder mal hatte sie die beiden im Stich gelassen.

Helens Lippen begannen zu zittern. *Nein, nur nicht vor den Kindern weinen.*

„Vielleicht gibt es ja eine Scheune, in der wir ...“, begann sie, als eine der beiden Türen so unvermittelt aufgerissen wurde, dass Helen erschrocken zusammenfuhr.

Sie wich zurück und wäre fast die Treppe hinuntergefallen. Erst war nichts zu sehen im undurchdringlichen Dunkel – als wäre die Tür von Geisterhand geöffnet worden. Doch dann bewegte sich etwas, und Helen meinte, eine schemenhafte Gestalt auszumachen. Ein Mann stand vor ihnen, groß, schlank und sehr, sehr einschüchternd. In der Hand hielt er eine Kerze, deren spärliches Licht kaum die Finsternis durchdrang. An seiner Seite stand ein vierbeiniges struppiges Ungetüm, vermutlich ein Hund, doch so groß, wie sie noch keinen je gesehen hatte.

„Was wollen Sie?“, fragte er. Seine Stimme war heiser, vielleicht vor Anstrengung, vielleicht, weil er so lange mit niemandem mehr gesprochen hatte. Seine Aussprache klang kultiviert, sein Ton jedoch alles andere als einladend.

Helen rang nach Worten. Er war keineswegs so, wie sie erwartet hatte. Und dieses Untier an seiner Seite, was war das nur?

In diesem Augenblick fuhr abermals ein Blitz vom Himmel herab. Mann und Tier wurden in grelles Licht getaucht, als stünden sie auf einer Bühne. Es war tatsächlich ein Hund, groß wie ein Kalb, mit grauem Zottelfell und dunkelbraunen Augen.

Schlimmer jedoch war der Mann. Strähniges schwarzes Haar hing ihm wirr und zerzaust bis auf die Schultern. Zu abgetragenen Breeches, den typischen Reithosen, und Gamaschen trug er einen derben Jagdrock, der allenfalls noch für den Lumpensammler taugte. Dunkle Bartstoppeln überzogen Kinn und Wangen in einem Gesicht, dessen linke Seite von schrecklichen roten Narben überzogen war. Ein hellbraunes Auge blitzte im Schein des Wetterleuchtens auf und ließ ihn wirken wie den Teufel in Menschengestalt.

Das Schlimmste jedoch: Wo das linke Auge hätte sein sollen, war nur eine tief eingesunkene Höhle.

Abigail schrie.

Schreien. Immer mussten sie schreien!

Sir Alistair Munroe starrte die Frau und die Kinder an, die sich vor seine Tür verirrt hatten. Plötzlich begann es sintflutartig zu schütten, und die Kinder drängten sich an die Röcke ihrer Mutter. Kinder, vor allem kleine Kinder, fingen fast immer an zu schreien und rannten weg, wenn sie ihn sahen. Manchmal auch erwachsene Frauen. Gerade letztes Jahr erst war in Edinburgh eine junge Dame recht melodramatisch in Ohnmacht gesunken, als sie auf der Straße in sein Gesicht gesehen hatte.

Am liebsten hätte Alistair dem dummen Luder eine Backpfeife verpasst.

Stattdessen war er wie eine räudige Ratte davongehuscht und hatte die versehrte Hälfte seines Gesichtes so gut wie möglich hinter gesenktem Dreispitz und hochgeschlagenem Rockkragen verborgen. Er war solche Reaktionen gewohnt. Deshalb mied er Menschen. Und jetzt stand auf einmal dieses Gör vor der Tür und schrie wie am Spieß.

„Hör auf damit!“, herrschte er es an. Im Nu war Ruhe.

Zwei Kinder waren es, ein Junge und ein Mädchen. Der Junge war ein kleiner, dürrer Hänfling mit hellbraunen Locken. Schwer zu sagen, wie alt er war. Irgendwas zwischen drei und acht. Alistair konnte das schlecht beurteilen, da er Kindern nach Möglichkeit aus dem Weg ging und kaum welche kannte. Das blonde Mädchen war auf jeden Fall älter als der Junge. Blass starrte es ihn aus riesigen blauen Augen an, die viel zu groß waren für sein schmales Gesicht. Vielleicht war die Kleine nicht ganz richtig im Kopf, irgendeine Erbkrankheit – derlei Anomalien des Leibes gingen oft mit Defiziten des Geistes einher.

Die Augen der Mutter, so stellte er fest, als er sie schließlich widerstrebend ansah, hatten genau dieselbe Farbe. Sie war schön. Natürlich, wie sollte es anders sein? Während eines Unwetters tauchte eine strahlende Schönheit vor seiner Tür auf. Ihre Augen waren von dem Blau frisch erblühter Glockenblumen, ihr Haar schimmerte golden, und dazu hatte sie einen herrlichen Busen, der wohl auf keinen Mann, auch nicht auf einen so unansehnlichen Einsiedler wie ihn, seine erregende Wirkung verfehlen dürfte. Das war nun mal das Wesen der Natur, so sehr man sich auch gegen sie sträuben mochte. Es war die übliche Reaktion des Mannes auf ein Weib von unverkennbarer Fruchtbarkeit.

„Was wollen Sie?“, fragte er noch einmal.

Vielleicht war ja die ganze Familie mit einer Form erblichen Schwachsinnns geschlagen, denn noch immer starrten alle drei ihn nur stumm an. Der Blick der Frau ruhte wie gebannt auf seiner leeren Augenhöhle. Verständlich. Er trug mal wieder keine Augenklappe. Wozu auch? Hier sah ihn ja keiner, und das verdammte Ding war einfach nur lästig. Sein Anblick dürfte ihr heute Nacht Albträume bescheren.

Er seufzte. Gerade hatte er sich zum Abendessen setzen wollen, da hatte er es klopfen hören. So armselig sein Mahl auch sein mochte – es gab mal wieder Porridge und Würstchen –, kalt würde es erst recht nicht schmecken.

„Nach Carlyle Manor sind es noch zwei Meilen in diese Richtung.“ Alistair deutete mit dem Kopf gen Westen. Vermutlich waren die drei Gäste seines Nachbarn und vom Weg abgekommen. Nachdem das geklärt war, schloss er die Tür.

Oder vielmehr, er versuchte die Tür zu schließen.

Blitzschnell hatte die Frau ihren Fuß in den Türspalt geschoben. Kurz erwog er, ihr einfach den Fuß einzuklemmen, doch ein letzter Rest guter Manieren ließ ihn innehalten. Fragend sah er die Frau an und wartete auf eine Erklärung.

Sie reckte ihr Kinn vor und sagte: „Ich bin Ihre Haushälterin.“

Eindeutig ein Fall von Schwachsinn! Vermutlich das Resultat aristokratischer Inzucht, denn ihren geistigen Mängeln zum Trotz waren Frau und Kinder doch ausgesprochen vornehm gekleidet.

Was ihre Äußerung noch abwegiger erscheinen ließ.

Wieder seufzte er. „Ich habe keine Haushälterin. Hören Sie zu, Ma'am, Carlyle Manor liegt gleich hinter diesem Hügel ...“

Da erdreistete sie sich doch tatsächlich, ihm ins Wort zu fallen! „Nein, Sie haben mich nicht richtig verstanden. Ich bin Ihre *neue* Haushälterin.“

„Dann sage ich es noch einmal: Ich – habe – keine – Haushälterin.“ Er sprach ganz langsam und betonte jede Silbe mit großer Deutlichkeit, damit seine Worte zu ihrem verwirrten Verstand durchdringen konnten. „Und ich brauche auch keine Haushälterin. Ich ...“

„Das ist doch Castle Greaves?“

„Ja.“

„Und Sie sind Sir Alistair Munroe?“

Argwöhnisch sah er sie an. „Der bin ich, aber ...“

Doch sie hatte sich derweil gebückt und kramte in einer der beiden Taschen herum, die auf dem Boden zu ihren Füßen standen. Irritiert und ratlos, und ehrlich gesagt auch ein wenig erregt, blickte er auf sie hinab, denn von hier oben bot sich ihm ein eindrucksvoller Blick in ihr Dekolleté. Wäre er ein religiöser Mensch, würde er an eine Eingebung glauben.

Mit einem Ausdruck der Genugtuung richtete sie sich wieder auf und sah ihn geradezu atemberaubend lächelnd an. „Hier, eine Referenz der Viscountess Vale. Sie hat mich als Haushälterin zu Ihnen geschickt.“

Sie reichte ihm ein ziemlich zerknittertes Stück Papier.

Ungläubig starrte er darauf, dann riss er es ihr förmlich aus der Hand und hob die Kerze ein wenig höher, um das Gekritzel entziffern zu können. Lady Grey, seine treue Wolfshündin, war mittlerweile zu dem Schluss gelangt, dass es so bald keine Würstchen geben würde. Mit einem tiefen Seufzer ließ sie sich neben ihm auf dem kalten Steinboden nieder.

Alistair las; nichts war zu hören außer dem stetigen Prasseln des Regens. Als er fertig war, blickte er auf. Er war Lady Vale nur ein Mal begegnet. Sie und ihr Gatte – Jasper Renshaw, Viscount Vale – waren hier vor ungefähr einem Monat ungebeten aufgetaucht. Die Viscountess hatte ihm bei der Gelegenheit nicht den Eindruck gemacht, eine jener Frauen zu sein, die sich immerzu in alles einmischten, aber in diesem Brief stand tatsächlich, dass sie ihm eine Haushälterin schicke. Verrückt! Was hatte Vales Gemahlin sich nur dabei gedacht? Doch es war müßig, den weiblichen Verstand ergründen zu wollen. Wozu auch? Er würde seine allzu schöne, allzu vornehme Haushälterin samt ihrer beiden Sprösslinge gleich morgen früh wieder fortschicken. Damit würde die Sache erledigt sein. Kämen sie nicht auf das Geheiß von Lady Vale, hätte er sie jetzt gleich davongejagt.

Alistair sah die Frau an und schaute in ihre unglaublich blauen Augen. „Was sagten Sie noch mal, wie Sie heißen?“

Sie errötete so lieblich wie das erste Morgenrot eines Frühlingstages auf der Heide. „Oh, ich habe mich noch gar nicht vorgestellt. Mein Name ist Helen Halifax. Mrs Halifax. Und wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf – es ist ziemlich nass hier draußen.“

Ihr spitzer Ton ließ ihn fast schmunzeln. Also doch nicht schwachsinnig. „Nun, dann sollten Sie und die Kinder besser hereinkommen.“

Die Andeutung eines Lächelns, das um Sir Alistairs Mundwinkel spielte, brachte Helen ein wenig aus der Fassung, lenkte es ihre Aufmerksamkeit doch auf seine Lippen, die schön geschwungen, sinnlich und weich und doch ausgesprochen männlich waren. Das Lächeln ließ vermuten, dass er nicht das Ungeheuer war, für das sie ihn gehalten hatte, sondern ganz einfach nur ... ein Mann.

Natürlich war es gleich verschwunden, dieses Lächeln, kaum dass er bemerkt hatte, wie sie ihn ansah. Im Nu war seine Miene wieder wie versteinert, bekam sogar einen zynischen Zug. „Kommen Sie jetzt herein, oder wollen Sie weiter nass werden?“

„Natürlich, danke.“ Sie schluckte und trat in die schummerige Halle. „Das ist wirklich ausgesprochen gütig von Ihnen, Sir Alistair.“

Er tat dies mit einem Achselzucken ab und wandte sich um. „Wenn Sie meinen.“

Was für ein grässlicher Mann! Und er hatte ihr nicht mal angeboten, ihre Taschen zu tragen. Gut, die meisten Gentlemen würden wohl kaum die Habseligkeiten ihrer Haushälterinnen tragen, aber trotzdem. Es wäre eine nette Geste gewesen, es zumindest anzubieten.

Helen packte mit jeder Hand eine Tasche. „Kommt, Kinder!“

Sie mussten sich sehr beeilen, fast rennen, um mit Sir Alistair Schritt zu halten und den flackernden Schein der Kerze, die weit und breit das einzige Licht zu sein schien, nicht aus den Augen zu verlieren. Das Riesentier trabte gemächlich neben ihm her. In gewisser Weise war es seinem Herrn nicht unähnlich – groß, schlank, düster. Von der Eingangshalle gelangten sie in einen schmalen, dunklen Korridor. Vor ihnen hüpfte die Kerzenflamme auf und ab, warf unheimliche Schatten an fleckige Wände und eine hohe, von Spinnweben überzogene Decke.

„Es ist furchtbar schmutzig hier, nicht wahr?“, flüsterte Abigail.

Bei ihren Worten drehte Sir Alistair sich um, und Helen fürchtete schon, er könne es gehört haben, doch er fragte nur: „Haben Sie schon gegessen?“

So unvermittelt blieb er stehen, dass Helen ihm fast auf die Füße getreten wäre. Doch nur fast. Stattdessen stand sie nun so dicht vor ihm, dass sie den Kopf weit in den Nacken legen musste, um ihn ansehen zu können. Im Kerzenschein wirkte sein Gesicht diabolisch.

„Wir haben unterwegs eine Kleinigkeit zu uns genommen, aber ...“ Sie war ganz außer Atem.

„Gut“, fiel er ihr ins Wort und wandte sich ab. Über die Schulter hinweg meinte er noch, während er bereits um eine Ecke verschwand: „Sie können in einem der Gästezimmer übernachten. Morgen früh besorge ich Ihnen eine Kutsche, und Sie fahren zurück nach London.“

Helen drückte beide Taschen fest an sich und folgte ihm eilig. „Ich möchte aber nicht ...“

Er war derweil schon auf halber Höhe einer schmalen Treppe. „Um die Kosten brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen.“

Einen Moment blieb Helen am Fuß der Treppe stehen und schickte dem nach oben entschwindenden Hausherrn böse Blicke hinterher. Dummerweise schwand mit ihm auch das Licht.

„Mama, beeil dich!“, drängte Abigail. Sie hatte ihren Bruder an die Hand genommen, wie es sich für eine gute große Schwester gehörte, und erklimmte mit Jamie bereits die ersten Stufen.

Auf dem Treppenabsatz blieb der abscheuliche Mann stehen und sah sich kurz um. „Kommen Sie, Mrs Halifax?“

„Gewiss, Sir Alistair“, stieß Helen zwischen den Zähnen hervor. „Ich überlegte gerade, ob Sie Lady Vales Vorschlag nicht zumindest *erwägen* wollen ...“

„Ich will keine Haushälterin“, kam es barsch von oben. Und schon ging er weiter.

„Das zu glauben fällt mir schwer“, Helen keuchte hinter ihm, „nach allem, was ich bislang hier zu sehen bekommen habe.“

„Mir gefällt es so.“

Helen traute ihren Ohren nicht. Niemand konnte ihr weismachen, nicht einmal dieser rohe Mensch, dass er *gern* im Dreck lebte. „Lady Vale hat mich ausdrücklich gebeten ...“

„Lady Vale täuscht sich, wenn sie meint, ich wolle eine Haushälterin.“

Endlich am Ende der Treppe angekommen, blieb er vor einer schmalen Tür stehen, trat in das Zimmer und zündete eine Kerze an.

Helen blieb draußen stehen und beobachtete ihn. Als er wieder herauskam, sah sie ihn entschlossen an. „Mag sein, dass Sie keine Haushälterin *wollen*, aber es dürfte mehr als klar und deutlich sein, dass Sie eine *brauchen*.“

Wieder zuckte es um seine Mundwinkel. „Wir wollen uns doch nicht um Worte streiten, Madam. Tatsache bleibt, dass ich Sie weder brauche noch hier haben will.“

Er wies mit dem Arm ins Zimmer. Die Kinder rannten schon voraus, doch da er noch immer in der Tür stand und keine Anstalten machte, zur Seite zu treten, musste Helen sich dicht an ihm vorbeidrängen, wobei ihre Brust fast die seine gestreift hätte.

Im Vorbeigehen warf sie ihm einen drohenden Blick zu. „Seien Sie gewarnt, Sir Alistair. Ich werde alles daransetzen, Ihre Meinung zu ändern.“

Er neigte leicht spöttisch den Kopf, sein Auge funkelte im Kerzenschein. „Gute Nacht, Mrs Halifax.“

Dann schloss er leise die Tür hinter sich.

Einen Moment noch starrte Helen auf die Tür, dann wandte sie sich ab und sah sich um. Das sogenannte Gästezimmer war eine riesige Rumpelkammer. An den Mauern hingen unaussprechlich hässliche Wandteppiche, mitten im Raum stand ein großes Bett mit wuchtigen, gedrechselten Holzpfeilern, die einen heillos verstaubten Baldachin trugen. In der Ecke gab es einen Kamin – sehr bescheiden im Verhältnis zur Größe des Zimmers. Weiter hinten hatte man allerlei Mobiliar eng zusammengepfercht. Wahrscheinlich wurde hier gelagert, was andernorts nicht gebraucht wurde. Abigail und Jamie waren völlig erschöpft aufs Bett gefallen. Vor zwei Wochen noch hätte Helen niemals zugelassen, dass sie etwas derart Schmutziges, Verstaubtes auch nur anrührten, geschweige denn darin schliefen.

Aber vor zwei Wochen war sie auch noch die Mätresse des Duke of Lister gewesen.